

Zwei Frauenherzen.



I.

Es war der letzte August des Jahres 1843. Die scheidende Sonne blickte durch schmale Wolkenrisse auf die in Thau gebadete Gegend herab. An jedem Grasshalme, an jedem Blatte zitterte eine Thräne des Himmels und der Abendwind, welcher von Zeit zu Zeit das Laub durchrauschte und aus den Blumen des neubelebten Feldes einen Schatz von Düften zusammentrug, erhob sich gleich einem leichten Seufzer und fächelte der glühenden Stirne des Arbeiters Kühlung zu.

Die ruhigen Wellen der bairischen Donau erglüheten von den Strahlen der in Westen hinabsinkenden Sonne, und wie sie von Augenblick zu Augenblick dunkler wurden, überzog der Purpur des Abendroths die Gipfel der fernen Berge, als wollten sie die scheidende Sonne wonnetrunken noch einmal an ihre glühenden Lippen drücken.

Ich wanderte allein und zu Fuße; vor mir stand, in den Glanz der ersterbenden Strahlen gebadet, Regensburg mit seiner alten Kirche, hinter mir, in das sich immer weiter ausbreitende Dunkel des Abends gehüllt, gleich einer schönen Erinnerung der Vergangenheit, König Ludwigs herrliche Walhalla.

Oft blickte ich nach diesem wunderbar schönen Baue zurück und jedesmal regte sich ein bitteres Gefühl in meiner Brust. Wie viele Namen fand ich hier, deren der jugendliche

Geist mit herzlichster Pietät gedenkt, aber unter so viel großen und herrlichen Namen suchte ich vergebens die Büste oder eine Gedenktafel mit dem Namen jenes Mannes, der nach so langer Finsterniß die Fackel des Lichtes entzündet, der das Joch des Geistes gebrochen: die Büste oder den Namen — Luthers! So sehr mich daher auch der poetische Gedanke entzückte, welcher sich in diesem Werke so geistreich, so wahrhaft künstlerisch verkörpert findet, so mußte es mich dennoch tief betrüben, den menschlichen Geist, zumal den eines Mannes, der den größten deutschen Namen ein Monument errichten wollte, noch immer in den Fesseln des Vorurtheils befangen zu sehen. So grenzt im Leben allenthalben das Erhabene an das Gemeine! . . .

In den Straßen war's bereits stille geworden, als ich nach Regensburg kam. Der Himmel lächelte mit tausend Sternen auf die dunkle Stadt und auf den schönen Fluß hernieder, dessen Wellen mit schläfrigem Murmeln gegen Osten hinrollten. Es war ein herrlicher Abend. In Gedanken und süße Erinnerungen vertieft, stand ich auf der alten steinernen Brücke über die Donau und auch mein Blick schweifte nach Osten hin. Nicht weit von mir standen zwei junge Leute und der Eine derselben begann nach einer kurzen Pause zu meiner unbeschreiblichen Ueberraschung mit seinem Gefährten ungarisch zu sprechen.

»Ach Freund,« sagte er, »in der Geschichte vom Baue dieser Brücke liegt doch eine bittere Ironie gegen den Himmel. Der Mensch vermag die Idee der Hölle von der des Himmels nicht zu trennen und wo er ein großartiges Werk sieht, da sucht er immer die Kraft des Satans, als ob er mit der Hilfe Gottes allein nicht ausreichte. Denn sieh, während der Meister jene Kirche dort nicht zu vollenden ver-

mochte, baute der Schüler im Bunde mit dem Satan diese steinerne Brücke.«

»Der Glaube an den Satan, lieber Dezsö,« sagte der Andere, »hatte seinen guten Grund. Wohin der Gläubige auch blicken mochte, er fand damals wie jetzt die Hölle allenthalben mächtiger als den Himmel; die Vernunft wurde besiegt, der gefesselte Geist vermochte nicht sich himmelan zu schwingen und wer seine Stütze im Himmel suchte, der fand dort — von der Religion selbst — neben Gott, den Satan gestellt, jenen als die Quelle des Guten, diesen als die Quelle des Bösen, und wenn er so überall nichts als Finsterniß, wenn er den Bösen stolzen Hauptes in Purpur einherschreiten und die Gottesfürchtigen auf den Scheiterhaufen schleppen sah, da mußte er an dem Himmel verzweifeln und der Glaube an den Satan mußte immer tiefere Wurzeln fassen, je augenfälliger sich die Uebermacht des Bösen bewährte.«

»Dadurch, lieber Freund, finde ich eben wieder das bestätigt, was ich dort unter den düsteren Bogengängen der Kirche behauptete: daß aus der Religion alle Poesie ausgestorben ist.«

»Nein, Dezsö! Du siehst nur den dunkeln Schatten der weißen Lilie, siehst nur die Gebrechen des tugendreichen Weibes; — suche und Du wirst auch hier die Poesie finden, wie nach dem Thau den duftigen Email auf den Blumen.«

»Erinnerst Du Dich noch jenes Bildes, welches Dich gestern in dem Atelier des jungen Malers so sehr entzückt hat? es stellt die poetischste Idee unserer Religion dar. Wie schön verschmilzt auf diesem Bilde die heilige Dreieinigkeit der Menschenbrust: Glaube, Hoffnung, Liebe, mit der heiligen Dreieinigkeit der Gottheit. Die Anbetung des schaffenden Gottes, der ewigen Macht ist eins mit dem Glaube-

ben, welcher die Seele des Menschen gen' Himmel erhebt, während am Sarge des Erlösers die Hoffnung des Christen geboren und das heilige Kreuz zum ewig grünen Hoffnungsbaume wird. Und findest Du nicht auch die Idee der Liebe, welche sich in der Religion durch die Allgegenwart des heiligen Geistes kund gibt, bei der heiligen Mutter und in jenem schönen Gedanken des Pfingstfestes wieder, den der kühne Pinsel des jungen Malers in so genialer Weise dargestellt hat!? Nur die Liebe konnte uns den Erlöser jenden und den Feuergeist der Erkenntniß und des Lichtes!«

»Lebt denn aber auch dieser Geist des Lichtes unter uns? . . . Ich verstehe Dich! In diesem vertrauensvollen Blicke, in diesem ruhigen Lächeln finde ich die Antwort. — Du hast recht, mein Freund, Wolken können den Himmel trüber, aber die Sonne hört darum nicht auf zu leuchten. Ein Windstoß kann ein welches Blatt an die lebenswarme Wange des Kindes wehen, aber das welche Blatt verkündet nicht den Abend des Lebens; auf den Tag folgt die Nacht, aber auf die Nacht ein neues Morgenroth.«

Die beiden Freunde schwiegen.

»Morgen muß ich scheiden,« fuhr Dezsö nach einigen Augenblicken fort, »Du kannst mich nicht weiter begleiten und dennoch, wie sehr bedürfte dieses stürmisch bewegte Herz Deiner, mein theurer Julius?!«

Schweigend umarmten sich die beiden Freunde. Ich konnte nicht umhin, sie anzusprechen. Mit herzlicher Freude erwiederten sie meinen Gruß und drückten mir mit Wärme die dargebotene Rechte. Die jungen Leute waren Graf Dezsö Olah und Julius Vermei.

II.

Vertrauen und Liebe entstehen ganz unwillkürlich und darum führen sie auch meistens die Täuschung im Gefolge. Wer den Schmerz eines Herzens mit schonungsloser Hand berührt, der sündigt gleich jenem, der mit frechen Händen dem Allerheiligsten naht. Als ich daher am folgenden Tage in Gesellschaft des Grafen Olvay meine Reise nach Augsburg fortsetzte, vermied ich sorgfältig alles, was den tiefen Schmerz, der sich in diesen schönen Zügen ausdrückte, auch nur leise berühren oder im Entferntesten auf eine zudringliche Vertraulichkeit hindeuten konnte. Das Gespräch drehte sich meist um unser fernes Vaterland.

Die scheidenden Strahlen der Sonne vergoldeten das Laub der Bäume, als unser Wagen an einem Kirchhofe hielt. Unser alter Fuhrmann legte einen grünen Kranz auf ein frisches Grab. Das Grab umschloß den Sarg seines Kindes.

Stumm betrachteten wir den Alten, dem die Thränen in den Augen standen. Dieser rührende Beweis zärtlicher Liebe machte auf uns Alle einen tiefen Eindruck . . . Der Abend fuhr bereits auf seinem Sternenwagen zur Erde nieder und noch immer horchten wir stumm dem Rauschen der Bäume an der Heerstraße und den lustigen Klängen des Posthorns. — Graf Olvay saß, in Gedanken versunken, neben mir; eine schmerzliche Erinnerung schien sich mit bleiernen Fittigen um seine Seele zu lagern, sein Blick war auf dem ganzen Wege düster und in seinen Augen dunkelte der Schmerz versunkener Zeiten wieder auf.«

»Der Anblick eines solchen Friedhofes,« sagte er

endlich, »versöhnt den Menschen mit dem Gedanken der Sterblichkeit. Hier schmückt jedes Grab ein Blumenkranz, während bei uns zu Hause die Kirchhöfe kahl und öde sind und das hölzerne Kreuz an dem blumenlosen Grabe erst recht daran mahnt, wie bald wir vergessen werden.«

»Früher oder später,« sagte ich, »aber am Ende werden wir doch alle vergessen. Eine Zeit lang wallt die Liebe zu unserem Grabe und pflanzt hie und da ein Vergiftmeinnicht darauf oder windet uns einen grünen Kranz, aber auch die Hand, welche diesen Kranz gewunden, stirbt ab und dann seufzt nur noch der Wind über das verödete Grab hin.«

»So müssen wir denn unsern Namen mit blutigen Buchstaben in das Gedächtniß der Menschheit eingraben?« fragte Dezsö mit dumpfer Stimme.

»Das nicht,« antwortete ich, »nicht nur das Gewitter, welches mit seinem herabstürzenden Platzregen die Brust des Thales aufreißt, welches Blumen und junge Zweige knickt, und unermessliche Felsstücke in die murmelnden Wellen des Baches hinabschleudert, — auch der stille Nachtregen läßt Spuren zurück in dem Segen der Saaten und in der frischen Farbenpracht der Blumen.«

»Als ob's nicht alles eins wäre, ob eine Menschen- thräne oder des Himmels Thau an der sich entfaltenden oder zerstörten Blume glänzt! Wer nimmt das so genau? Der Himmel, welcher Blige auf uns niederjäet, oder der Mensch, der uns das Dach über dem Kopfe anzündet?«

»Aus Ihnen, Herr Graf, spricht die Klage eines nahen aber doch vergänglichem Schmerzes, denn ich kann nicht glauben, daß Sie den Glauben an die Menschen verloren haben; das wäre wohl doch noch zu früh! . . . Jedes

Jahr hat seine Verluste, wie jeder Herbst sein Blumenwelken; die Erfahrung bleibt dennoch der Schatz des Lebens, aber wer den Glauben an die Menschen für Menschenkenntniß eingetauscht hat, der hat die Freude für den Schmerz eingetauscht.«

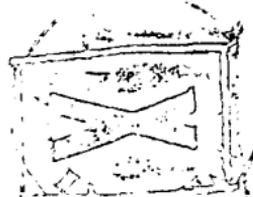
»Sie können Recht haben,« sagte der Graf nach kurzem Nachdenken; »wer wollte alle Blumen meiden, weil es darunter auch giftige gibt? aber nennen Sie die Erfahrung ja nicht den Schatz des Lebens. Ich kenne Leute, denen es mit ihren Erfahrungen gerade so erging, wie dem Bergmanne, dem in dem Augenblicke, als er auf eine reiche Ader stieß, der gesprengte Felsen im Herabstürzen den Arm zerschmetterte. Und muß denn der Bergmann, dem dies widerfährt, gerade immer alt seyn? Kann nicht auch ein jugendliches Herz den Glauben verlieren? Gibt es nicht Leute genug, bei denen die Zeit der Jugend nichts weniger als die Zeit des Glückes ist?«

»Und doch hängt es in den meisten Fällen nur von uns selbst ab, glücklich zu seyn.«

»Von uns selbst sollte es abhängen, glücklich zu seyn?« fragte er mit bitterem Lächeln; »haben Sie denn nie einen Menschen gekannt, der trotz seines heiligen Willens, trotz seines liebenden Herzens an Glück und Hoffnung bettelarm geworden, — der kaum mehr zu ertragen vermag, was das Schicksal ihm auferlegte, bis der Winter des Lebens die Qualen des Herzens unter seine Schneedecke begräbt?!«

»Das ist ja eben der Fluch des Menschen,« erwiderte ich, »daß er an seiner Zukunft verzweifelt, daß er wie den Baum zum Muster nimmt, der sich wohl dem Windstoße beugt, aber sich sogleich wieder aufrichtet und mit sei-

Clarissa.



nem rauschenden Laube muthig gegen ihn ankämpft. Wenn ihm auch die Blätter entfielen, wenn ihm auch der Herbstwind einen oder den andern Zweig geknickt, so harret er doch von Jahr zu Jahr mit immer dichter, immer kräftiger Rinde dem Winter entgegen.«

»Sie sind glücklich, daß Sie die Stürme des Lebens nicht kennen und nur Wolken, die vorüberziehen, ohne sich in Gewittern zu entladen. Ich will darüber nicht mit Ihnen streiten. Vielleicht ist Ihre Lebensanschauung die richtigere, vielleicht ist's die meinige, vielleicht hat jeder von uns Beweise aus dem Leben, aus dem eigenen Leben für sich. Ich will zugeben, daß der Grund in uns selbst liegt; wer durch ein düstres Glas sieht, dem erscheint alles düster; aber unwirthbare Steppen vermag unsere Phantasie doch nicht in blumenreiche Fluren zu verwandeln. Wenn Sie die Geduld haben, eine kleine Geschichte anzuhören, so werden Sie meine Lebensanschauung dadurch vielleicht gerechtfertigt finden. Mein Freund, aus dessen Leben ich diese Geschichte entlehne, heißt — Edwin.«

III.

Der Stand, welchem Edwin angehört, hat mit Jahrhunderte alten Vorrechten auch Jahrhunderte alte Fehler geerbt. Edwin's Vater war wohl keiner von Jenen, die auf die tiefer stehenden Classen des Volkes mit Spott und Verachtung herabsehen, aber er war immerhin stolz auf seine Ahnen und seine ausgedehnten Besitzungen, nur paarte sich bei ihm mit diesem Stolze auch der gute Wille, dem Vaterlande zu nützen. Wie es nie einen großen Mann gegeben

hat, der nicht eine gewisse fixe Idee, ein Ideal hatte, welches der Feuersäule gleich seiner Seele voranleuchtete, so wird auch das Leben eines jeden Menschen spur- und wirkungslos verschwinden, wie das Licht eines sinkenden Sternes, wenn ihm nicht ein höheres Ziel vorschwebt, dem er mit ganzer Kraft zusteuert. Das fühlte auch Edvins Vater, und das Bewußtseyn seiner Bürgerpflicht nährte zugleich ein höheres Streben in seiner Brust. Er trat in einem Alter ins Leben hinaus, wo wir in der Regel nur der Pflichtvergessenheit begegnen und eben deshalb muß ihm jenes Streben, jener bessere Wille als Verdienst, ja als Tugend angerechnet werden und wir dürfen uns kaum wundern, wenn er, in der Hoffnung dieses Ziel außerhalb des Vaterlandes schneller erreichen zu können, schon in seinen jüngern Jahren ein Amt antrat und sich in Wien niederließ. Denn wie für Völker die herrschenden Ideen der Jahrhunderte, so sind für Einzelne stets die Ueberzeugungen, Gewohnheiten und Vorurtheile ihres Standes maßgebend. Aber es gibt gewisse Wahrheiten, welche sich unter allen Lebensverhältnissen Bahn brechen, und so erging es auch Edvins Vater, der mit bitteren Erfahrungen vom Hofe Abschied nahm und sich — bloß seinem einzigen Kinde lebend — in die ländliche Einsamkeit zurückzog.

Ein schwerer Fluch lastete damals auf dieser Nation. Auch Edvins Vater kannte diesen Fluch. Wenn das Herz schon im Frühlinge des Lebens kalt und gleichgiltig auf das Vaterland blickt, wie wird es erst dann abgestumpft seyn, wenn die rosige Jugendzeit vorüber ist, wenn es nach bitteren Erfahrungen und Täuschungen das Leben und all seine Verhältnisse nüchterner zu betrachten anfängt? . . . So

dachte auch Eddins Vater. Darum ließ er in der Brust seines Sohnes all jene heiligen Gefühle unbeengt empor-schießen, welche, wie dem Frühling das Blüthentreiben, jedem jugendlichen Herzen eigen sind und in abgöttischer Verehrung alles das, was das Vaterland betrifft, mit einem Heiligenscheine umgeben. Freilich birgt dieses Aufflammen des jugendlichen Herzens mitunter auch viel Schwärmererei, aber diese abgöttische Verehrung ist immer noch besser als jene Kälte, jene Gleichgiltigkeit, welche bisher der Fluch unseres Vaterlandes war. Wie der Winter kein grünes Laub, keine sanften Mailüste hat, so ist auch der Frühling nicht die Zeit des Frostes. Knicket die sich erschließende Blume nicht vorzeitig, es kommt ohnedies der Herbst und dann der Winter, der über Wald und Flur sein Leichentuch breitet!

Unter den Händen eines solchen Vaters wuchs der Jüngling heran. Seine Erziehung war vielleicht einfacher, als dies bei jenen Ständen üblich ist, welche bisher Zerstreuung und betäubende Vergnügungen als die Aufgabe ihres Lebens betrachteten; er glich der Blume, welcher die Natur nur eine Farbe, aber um so reicheren Duft verlieh, während seine Standesgenossen den farbenreicheren, aber duftlosen Kunstblumen ähnlich waren. Von wesentlichem Einflusse auf den Charakter Eddins war seine Mutter, eine engelsanfte Frau, von welcher er die Tugend lieben, das Laster verabscheuen lernte.

Unzählige Erinnerungen fesseln das Kind an die Mutter. Die Mutter wacht über die ersten Träume ihres Kindes, sie zählt nicht ihre durchwachten Nächte, zählt ihre Thränen nicht; sie leihet den ersten Klagen des Kindes ein freundli-

des Ohrs, aus ihrem Blicke spricht unendliche Liebe und unablässige Sorgfalt, die uns begleitet in Freud und in Leid.

Edvin liebte seine Mutter unaussprechlich und als er bei der Heimkehr von seinen Reisen statt der liebenden Mutter nur ihr stummes Grab fand, da brach die Flut des Schmerzes über sein Herz herein. Das war sein erster Gram, der, wie die erste Liebe, das Herz des Jünglings mit Feuerkraft erfaßte. Er wurde krank.

Eines Abends zog ihn der Schmerz zum Grabe seiner Mutter hin. An dem Grabe kniete, mit einem Kranze in der Hand, ein junges Mädchen. Das Mädchen war schön wie die erste Rose, mit welcher der junge Frühling sein Liebchen, die Nachtigall, beschenkt, schön, wie sich's nimmermehr beschreiben läßt.

Als Julie bemerkte, daß sie nicht allein sey, legte sie den Kranz aufs Grab und wollte gehen. Einen Augenblick ruhte ihr Auge auf Edvin. Aus diesem Auge sprach so viel Schmerz und Theilnahme, daß Edvin, von einem bis dahin unbekanntem Sehnen erfaßt, sich dem schönen Kinde näherte, welches in himmlischer Verklärung vor dem kranken Jünglinge stand, als wär's ein Engel, den der Himmel zur Befehung der Sünder zur Erde gesandt, als wäre es der Geist seiner entschlafenen Mutter in einem neuen verjüngten Körper. Fiebrerröthe überflog Edvins Wangen, um im nächsten Augenblicke die bleiche welke Farbe des Leidens desto greller hervortreten zu lassen, wie am Wintermorgen die aufgehende Sonne für kurze Zeit den Himmel röthet, damit er uns dann desto blässer und farbloser erscheine.

»Wer bist Du, Mädchen?« fragte er, ihre zitternde

Hand ergreifend, »daß Du mit gebenedeiten Händen das Grab meiner Mutter bekränzt? warum weinst Du? Hat Dich der Gram zu seiner Braut erkoren? O nein! Du bist der Engel des Trostes und von dem Thau, der aus dem Himmel deiner Augen niederträufelt, sprossen immer neue Blumen auf diesem Grabe.«

Das Mädchen blickte furchtsam den kranken Jüngling an, in dessen leidendem Antlitz, wie ein flüchtiger Bliß am finstern Himmel, für einen kurzen Augenblick die Freude aufzuckte, bis allmählig die Liebe zu diesem seraphischen Wesen als milder Mond in der Nacht seines Gemüthes aufging, um die Schmerzenswelt des jungen Mannes zu erleuchten.

Julie war die einzige Tochter eines Grundbesizers in demselben Orte, Namens Bádorfai. Edwin's Mutter hatte das hübsche Kind lieb gewonnen und während Edwin auf Reisen war, brachte es ganze Tage in der Nähe dieser sanften Frau zu. Aber die Väter wichen einander sorgfältig aus, und wenn sie sich zufällig trafen, mieden sie jede nähere Berührung und bewahrten gegen einander eine unerschütterliche Kälte. Der Grund davon lag hauptsächlich in dem Charakter Bádorfai's, welcher zu jenen Ultras gehörte, die den höhern Ständen allen guten Willen absprechen. Uebrigens war dieser Pessimismus eine natürliche Folge der Ereignisse der vergangenen Jahrzehende, so wie jenes Kastengeißes, welcher die Bürger dieses Landes so lange von einander trennte, und später, als sie dem Drucke der herrschenden Ideen nachgeben und aus Nothwendigkeit oder Princip miteinander in nähere Berührung treten mußten, bei den selbstständigeren Charakteren der unteren Classen jenen abstoßen-

den Troß hervorrief. Einst mag dieses Absonderungssystem recht klug gewesen seyn, weil auch jeder Berg von der Ferne schön grün erscheint; aber das währt eben nicht länger, als bis der Wanderer näher gekommen; denn die Nähe legt dann unbarmherzig den fahlen Gipfel und die abgeschwemmten unwirthbaren Wände bloß! . . .

Edvins Vater war, wie gesagt, keiner von jenen, welche jene Würde gering schätzten, die Gott dem Menschen verlieh, indem er ihn nach seinem Bilde schuf; dennoch lag etwas Anspruchsvolles und Hochfahrendes in seinem Blicke, so oft er mit Leuten niederen Standes zu thun hatte.

Wir müssen hinzufügen, daß seine sanften Züge diesen abstoßenden Ausdruck ganz unwillkürlich und unbewußt annahmen; neben seinen Grundsätzen, die er nie verläugnete, mochte ihn übrigens auch noch der Charakter jener Zeit entschuldigen, in welcher er lebte. Damals beugte sich noch die Mehrzahl der Menschen vor bloßen Namen, Verstand und Verdienst vermochten noch nicht sich geltend zu machen und nur Wenige hatten es zu einer Selbstständigkeit in ihrer Gesinnung und Ueberzeugung gebracht. Und ist's denn heutzutage anders? Vorurtheil und Selbsterniedrigung haben sich so tief in unser ganzes Leben eingefressen, daß bloße Pflichterfüllung, mitunter sogar auch die Unterlassung einer Pflichtverletzung für Tugend gehalten und das, was zu einer andern Zeit für Tugend galt, als Wahnsinn erklärt wird.

Unser Hellen-Patriotismus wird getreulich aufgezeichnet, momentane Begeisterung bis an die Wolken erhoben, aber der Mann, der oft nicht einen Bissen Brot für seinen Hunger gehabt und dennoch sein ganzes Leben dem Vaterlande

geopfert hat, der geht unbekannt und unbemerkt an uns vorüber . . .

Doch wir wollen wieder auf die beiden Väter zurückkommen. Zádorfai wich dem Vater Edvins trotzig aus, weil er in jedem seiner Blicke Geringschätzung und Hochmuth, in jeder Zuvorkommenheit Herablassung suchte, was ihn, den gleichfalls stolzen Edelmann, tief verletzte; Edvins Vater sah in diesem abstoßenden Betragen einen unaussrottbaren Haß, mitleidig blickte er auf den Befangenen herab und brach, besonders seit dem Tode seiner Frau, jede Verbindung mit ihm gänzlich ab. Dazu kam auch noch ein alter Prozeß, und so wird es denn erklärlich, daß Edwin, als er in Julie die Tochter Zádorfai's erkannte, traurig wurde und kaum ein matter Strahl der Hoffnung, wie der Schein ferner Hirtenfeuer, die Nacht seines Trübnißs erhellte.

Schon umhüllte der schwarze Schleier der Nacht die Liebenden und noch immer saßen sie in süße Träume versunken neben einander. Ringsum war alles still wie das Grab, welches die Liebe der Mutter umschloß und an welchem ihre Liebe empor blühte, ein Himmelsquell des Glückes an der Stätte des Schmerzes! . . .

Des Glückes? Nein! blickt denn der Himmel gleich freundlich auf uns Alle herab? . . . Der Pilger wähnt, er öffne sich seinem Gebete, während tausend Andere nur die verheerenden Blitze sehen, die er hernieder sendet. Nein, nicht des Glückes! denn auch das wärmste, gefühlvollste Herz trägt oft den Fluch der Verdammniß in sich . . .

So saßen sie lange und dachten, träumten. Juliens Haupt war auf die Brust des Jünglings gesunken. Wer vermöchte

zu sagen, was das Mädchen träumte, in dessen dunklem Auge eine Thräne glänzte; wer vermöchte zu sagen, ob der Geist, welcher in die Zukunft schweifte, endlich einen freundlichen Ruhepunkt fand? Oder überkam auch sie die Ahnung, daß die Freude, welche wie Feiertagsgeläute durch ihre Brust klang, nur von so kurzer Dauer seyn werde, wie das Daseyn des Blumenduftes?!

Die Lippen des Jünglings berührten die Stirne des Mädchens, und seine Arme umschlangen das sanfte Kind. Julie schlug das Auge zu ihm auf . . . ach, in diesem einen Blicke lag ein ganzer Himmel von Liebe, aber schon im nächsten Augenblicke wurden ihre Büge wieder ernst und düster.

»Julie, meine Julie, warum schwand das Lächeln von deinen Lippen? Welch trübe Gedanken haben den Gram in deinem Antlitze heraufbeschworen?« fragte der Jüngling.

»Kennst Du die Kraft,« entgegnete das Mädchen, »welche unvermerkt in Dir keimt, die sich deines ganzen Wesens bemächtigt und Dich unwiderstehlich der Seligkeit oder der Verdammniß in die Arme schleudert? Kennst Du die Kraft, die in lichten Nächten so oft mein Herz erfasst und die ich nicht zu nennen vermag? Oft fühle ich mich von ihr im Schlafe ergriffen und in einen endlosen Kreis fortgewirbelt, als sollte ich dort vergehen, zerfliegen; aber ein Genius steht über mir mit rettendem Arme; dann zieht's mich wieder heimlich wie mit Zauberkraft fort, ein dunkles Ahnen erfüllt meine Seele; ich finde dann keine Worte für meine Gedanken und ein unbekanntes Sehnen und Schwächen lockt mich nach der blauen Ferne hin. Dann durchstreife

ich die weite, weite Welt und fliege hoch, hoch empor, aber der Schmerz bleibt mir ferne, denn helle Sterne leuchten auf meinem Wege, tönende Welten umkreisen mich, ein süßes Lied klingt in mein Ohr, und ein nie gekanntes unaussprechliches Wonnegefühl wiegt mich in tiefen Schlaf ein. Kennst Du diese Kraft, Edwin?»

»Diese Kraft, meine Julie, ist die Liebe!«

»Die Liebe?« wiederholte das Mädchen mit funkelnden Augen; dann setzte sie, als suchte sie ihre fernen Gedanken zusammen, leise und träumend hinzu: »ja, die Liebe! Diese Kraft hält die sinkenden Sterne zusammen, sie durchzuckt die Blumen, daß ihre Kelche in Wonneschauer erbeben. Ja, Liebe ist's, was ich fühle, wenn ich so voll süßer Sehnsucht und Seligkeit in den Armen meines Schutzgeistes entschlummere. Als ich Dich jetzt gesehen, Edwin, da war's mir, als hätten sich plötzlich all diese Träume verwirklicht; aber in meinen Träumen ersiehst Du mir nicht so blaß, nicht so traurig. Mit strahlendem Antlitz, mit leuchtenden Augen schließest Du mich stets in deine Arme und reichst der Sinkenden die Hand . . . Ach, Edwin, wie bangt mir, wenn ich mich dann wieder jener anderen Kraft erinnere, die mich mit unwiderstehlicher Gewalt an den Rand der Vernichtung drängt! Vielleicht soll das ein Vorgefühl meines Schicksals seyn, das mein Leben zu einem schmerz- und fluchbeladenen gestalten wird?«

»Ist denn dein Schutzengel nicht immer und überall bei Dir, meine liebe, franke Julie? Wird die Liebe Dich nicht auf allen deinen Wegen geleiten?«

»Ja, ja,« entgegnete Julie. »Und dennoch, warum taucht diese Ahnung immer wieder in mir auf, dieses Vor-

gefühl, daß mir von der Liebe nur das Leid bleiben, daß der rettende Engel mir in meinen Träumen nicht immer erscheinen wird?»

»Du bist krank, arme Julie. Komm, verlassen wir den Kirchhof . . . Steh, der Mond ist schon hoch hinauf . . . es muß recht spät seyn.«

»Nein, nein, laß uns hier bleiben,« sagte sie, zum Monde emporblickend, »ich sehe den Mond so gerne, der mich in stillen Nächten anlächelt; ich weile so gerne am Grabe deiner Mutter, die mich noch im Scheiden gesegnet hat.«

»Und dieser Segen wird stets mit Dir seyn . . . Sage Dich los von jenen düstern Ahnungen, Julie.«

»O, wenn ich es könnte! aber die Seele ist zu schwach, um sich von den Bildern loszureißen, welche eine unsichtbare Hand in dunklen Zügen vor sie hinstellt; diese Bilder haben keine bestimmte Gestalt, und dennoch ängstigt sich das Herz vor ihnen, wie das Kind vor der Nacht . . . Und ist es nicht sonderbar, daß sich dieser Schrecken, diese düstere Ahnung besonders beim Anblicke eines Menschen meiner bemächtigt? . . . Vor einigen Wochen wandelte ich allein zwischen den Blumenbeeten unseres Gartens; der Abend begann bereits seine grauen Flügel auszuspannen; in süßer Schwermuth horchte ich dem schläfrigen Geplauder der Vögel zu und belauschte die stille Nachtviole, die schüchtern ihren zarten Busen erschloß. Da fiel außerhalb des Gartens ein Schuß und mit blutendem Fittig stürzte ein Läubchen zu meinen Füßen nieder. Kaum hatte ich den verwundeten Vogel vom Boden aufgehoben, als mein Vater mit einem

fremden jungen Manne in den Garten trat. Der junge Mann grüßte mich flüchtig und griff sogleich nach der armen Taube, unter deren Flügel er ein kleines Briefchen hervorzog. Fragend blickten wir den jungen Mann an, aus dessen Augen eine höllische Schadenfreude leuchtete; er aber erklärte den ganzen Vorfall nur für einen Scherz, der freilich das Blut des armen Täubchens kostete, und nachdem er uns den kranken Vogel überlassen, eilte er wieder fort. Seit dieser Zeit hat er meinen Vater öfter besucht. Ich weiß nicht weshalb und wozu, aber eine unheilvolle Ahnung beschleicht mich, so oft ich diesem jungen Manne begegne.«

»Und wer ist dieser junge Mann?«

»Albin von Billai, ein entfernter Verwandter und Gast der Baronin Rosa Belezdi.«

»Sieh, mein Kind, Du fliehst angsterfüllt vor einem Menschen, der Dir nie etwas zu Leide gethan . . . Laß Dich durch solche Ahnungen nicht einschüchtern, das Leben wird Dir ohnedies den Antheil bringen, der Dir beschieden ist an der Freude wie am Schmerz.«

»Vielleicht ist's eben das Vorgefühl des Schmerzes,« sagte das Mädchen mit trübem Lächeln, »wie die Blume das nahende Gewitter vorher fühlt und das welkende Haupt schon beim Nahen der ersten Wolke traurig zu Boden senkt . . . Du hast Recht, Edwin, das Leben wird mir den Antheil bringen, der mir beschieden ist an der Freude wie am Schmerz . . . ich darf nur an unsere Väter denken.«

»Laß Dich unsere Väter, laß Dich ihren Haß nicht kümmern. Die Sonne fragt die Nacht nicht, ob sie leuchten dürfe; soll das fühlende Herz den Haß fragen, ob es lieben

darf? Um das Glück eines Lebens soll man nie mit Jenen feilschen, die in ihrem sträflichen Egoismus dieses Glück als Opfer fordern, weil sie selbst nicht lieben, sondern nur has- sen können. Der Bach, welcher mit melodischem Murmeln zwischen den blumenreichen Ufern fließt, stürzt donnernd nieder, wenn sich ein Felsstück ihm in den Weg wirft, und kann es auch für kurze Zeit seinen Lauf beengen, so wird es doch bald von-der schwellenden Flut mit fortgerissen.«

Das Geräusch nahender Tritte unterbrach das Gespräch der Liebenden. Edvins Vater und sein Arzt suchten den kranken Jüngling.

Ohne ein Wort zu sprechen, begleiteten sie Julie nach Hause, welche von Edvin mit einem stummen Händedruck Abschied nahm.

Wochen vergingen, ehe Edvin sich von seiner Krank- heit gänzlich erholt hatte. Am Grabe seiner Mutter grünte Tag für Tag ein frischer Kranz und an den Blättern glänz- ten Tag für Tag des Mädchens Thränen.

Julie und Edvin sahen einander lange nicht.

Baronin Rosa Belezdi, fuhr der Graf nach einer kurzen Pause in seiner Erzählung fort, war kaum noch vierundzwanzig Jahre alt, als sie Witwe wurde. Sie war schön wie eine Fee, reizend wie eine Sphene, bewältigend wie die Liebe selbst, dabei aber auch mit allen Ansprüchen der Jugend und Schönheit reichlich ausgestattet. Da auch sie jenem Stande angehörte, welcher den Zweck seines Lebens im sinnlichen Vergnügen findet, da sie in einem Kreise heran wuchs und lebte, welcher das Weib auch dann noch zu den Seinen zählt, wenn eine seiner schönsten Blumen an

seinem Bufen längst verwelkt ist, wenn es sich über alle Gebote der Pietät hinweggesetzt und die Bande des Familienlebens schonungslos zerrissen hat, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn auch die Baronin ohne Ahnung von dem höheren Berufe des Weibes nur Vergnügungen und Zerstreuungen suchte.

»Nach dem Tode ihres Gatten verließ sie das Ausland und siedelte sich in Pesth an; dort bildete sich um sie eine jener sogenannten geistreichen Gesellschaften, welche das Bewußtseyn von der Nothwendigkeit einer socialen Reform in dem zur Erkenntniß gelangten Volke wecken sollten. Neben den destructiven Lehren der damaligen Philosophie trugen auch diese Kreise wesentlich dazu bei, die erschütternden Ereignisse des vergangenen Jahrhunderts vorzubereiten und zu rechtfertigen. Wenn wir einen Blick auf das damalige Leben in den höheren Ständen des Auslandes werfen, was finden wir? Verderbtheit bis herab zum gemeinsten Laster, Sinnlichkeit bis herab zur thierischsten Erniedrigung. Und wir, die wir unsere Nation an Größe und Bürgertugenden erstarken sehen wollen, wir trösteten uns gerne mit dem Gedanken, die Verderbtheit habe bei uns nicht so weit um sich gegriffen, daß wir auf den Altären unserer Penaten auch der entmannenden Wollust Opfer brächten . . .

Doch Sie kennen ja die höheren Stände und wissen, daß das Entbehren eben nicht ihre stärkste Seite ist.

Die Salons der Baronin Rosa gehörten zu den besuchtesten; in der Nähe der schönen Frau strahlte Sonne und Seligkeit. Während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt ward auch Edwin bei der schönen Witwe eingeführt, aber obwohl ihn Rosa mit ausgezeichnete Herzlichkeit em-

pfing, schien er die reizende Frau dennoch meiden zu wollen; es verletzten ihn die Grundsätze jenes Kreises, dem die liebenswürdige Witwe Glanz und Leben lieb.

Den Sommer brachte Rosa auf ihren Gütern in der Nähe von Edwin's Wohnort zu, und Edwin entschloß sich auf den Wunsch seines Vaters die reizende Witwe zu besuchen. Die Baronin hatte eben Gäste aus der Hauptstadt empfangen; als Edwin ganz unvermuthet ankam, unterhielt sich die Gesellschaft im Garten. Rosa zeichnete in ihrem Album. Als sie Edwin erkannte, röthete ein Strahl der Freude ihre blassen Züge und sie begrüßte ihn mit einem süßen Lächeln.

»Ich will Sie nicht mit Vorwürfen empfangen, lieber Edwin,« sagte sie mit dem Ausdruck tiefer Kränkung im Blicke, »daß Sie die Hauptstadt verlassen haben, ohne von mir Abschied zu nehmen; es soll mich freuen, wenn der Zufall, der mich in Ihre Nähe führte, mich zugleich zu der Hoffnung berechtigt, Sie nun öfters bei mir zu sehen.«

»Frau Baronin, Sie kennen den Zauber, den Sie auf Ihre Umgebung üben, nur zu gut, um nicht zu wissen, daß meine plötzliche Abreise aus der Hauptstadt, ohne Sie noch einmal zu sehen, nur in der dringendsten Nothwendigkeit ihren Grund haben konnte.«

»Sie reisten damals nach Wien, und das ist Grund genug, um einem so freudeleeren Städtchen wie Pesth so schnell als möglich den Rücken zu kehren.«

»Nicht die Zerstreungen der Hauptstadt haben mich dahin geführt, Frau Baronin. Pesth ist wohl nicht so schön wie Wien, diese feenhafteste Stätte der Freude, aber in seiner

Brust pulst ein junges Leben, und ein grüner Zweig ist mir immer lieber als ein noch so schöner Sarg.*

Bei diesen Worten umzogen finstere Wolken Rosa's Stirne. Nachdenkend blätterte sie in ihrem Album. Neben ihr saß auf einem niederen Stuhle, die Zeichenrequisiten ordnend, ein junger Mann von interessantem Außern, der mit spähendem Blicke an den sich immer mehr verbüsternden Bügen der Baronin hing. Nach einer kurzen Pause sagte er mit spöttischen Lächeln:

»Der Graf ist in seinen Ansichten gar zu streng, und wenn er sie, wie ich glaube, auch auf das Leben überträgt, so muß er wohl die herrlichsten Früchte vom Baume der Freude ungeschmückt lassen. Sie werden mir vergeben, Herr Graf, aber als Rechtfertigung Ihres Urtheils läßt sich nichts, gar nichts anführen, als der einzige Umstand, daß Sie wie man zu sagen pflegt, mit Leib und Seele Ungar sind.*

Diese Bemerkung wurde offenbar in der Absicht gemacht, um den Eindruck, den Edwin's Worte auf Rosa hervorgebracht, zu vereiteln, und seine Ansichten ins Lächerliche zu ziehen; ein zustimmendes Lächeln der ganzen Gesellschaft begleitete jene Worte des jungen Mannes. Rosa blickte unruhig um sich, und ehe es ihr noch gelingen konnte, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, erwiderte Edwin in ernstem Tone:

»Wenn diese Bemerkung mir das als Fehler anrechnen will, was ich als den einzigen Grund, mich selbst zu schätzen, betrachte, so werden Sie gewiß ein Compliment darin sehen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie gerade das Gegentheil von mir sind.*

Dunkle Röthe überflog, das Antlitz des fremden jungen Mannes und er erhob sich hastig von seinem Sitze.

»Es ist wohl möglich, lieber Albin,« sagte die Baronin unruhig, »daß sich in das Urtheil des Grafen einige Befangenheit mischte, aber unsere Verhältnisse rechtfertigen selbst diese Befangenheit, einem Lande gegenüber, auf welches bisher — gestehen wir's nur, offen — selbst der größte Theil der Auserwählten kalt und gleichgiltig herabblückt. Ich halte es mit dem Grafen Edvin, auch mir ist ein grüner Zweig lieber als ein prächtiges Grabmal, welches eine Leiche umschließt, und dann gehört das minder schöne Besten wenigstens uns, während wir dort unter Fremden Fremde sind.«

»Sie sind Sieger geblieben, mein Herr,« antwortete Albin mit kaltem Lächeln, indem er die Lippen aneinanderpreßte. Dann legte er die Zeichenrequisiten ruhig auf das Tischchen hin und ging.

Die Baronin, welche den Blick des jungen Mannes zu meiden schien, forderte die Gesellschaft zu einem Spaziergange auf. Rosa durchwandelte am Arme Edvins die schattenreichen Wege des prächtigen Gartens, und pflückte hier und da eine Blume von den Sträuchen, die den Weg umsäumten. Edvin dachte dabei unwillkürlich an den Lebenswandel der Gräfin, die auch keine Freude, der sie auf ihrem Wege begegnete, unberührt und ungepflückt ließ. Rosa theilte mit ihm ihre Blumen.

Während die Gesellschaft in bunten Rähnen auf dem spiegelglatten Teiche dahin fuhr, setzten Rosa und Edvin ihren Spaziergang fort, und gelangten endlich in einem entferntern Theile des Gartens, an eine Laube, wo sich der

üppige Epheu an dünnen Fäden emporranke, während am Eingange ein Rosenstrauch dem Besucher entgegen duftete. Rosa wand in der Laube aus den gepflückten Jasmins und Bergfahnenblüthen einen kleinen Kranz, und ihr Auge hing wie in selbstvergessenem Träumen an dem jungen Manne, in dessen Brust der Zauber des Augenblicks mit den festgewurzelten Grundsätzen kämpfte. Der kleine Kranz war endlich fertig, und Rosa reichte ihn Edwin mit jenem unaussprechlichen Ausdrucke im Blicke hin, der das Herz unwiderstehlich bestrickt.

»Nehmen Sie diesen welkenden Kranz, lieber Edwin,« sagte sie; »o daß auch die Blumen der Erinnerung so rasch verwelken!«

»Es gibt Blumen, die wir auch dann noch zu bewahren pflegen, wenn sie bereits verwelkt sind, und die Erinnerung erbleicht nicht immer, wie die fallenden Blätter der Blume.«

»Darf ich glauben, Edwin, daß Sie von dem Schicksale dieses Kranzes sprechen?«

»Ja, ja,« antwortete Edwin verlegen, und mit sich selbst kämpfend, »wie könnte auch den Blumen, die von Ihrer Hand kommen, ein anderes Loos zu Theil werden?«

Haftig und mit einem lebhaften Ausrufe der Freude ergriff Rosa die Hand des jungen Mannes, ließ sie aber schon im nächsten Augenblicke wieder los, als wäre ein düsterer Gedanke, eine trübe Erinnerung in ihrer Seele aufgefliegen; eine Thräne füllte ihr schönes Auge.

Und Edwin konnte die weinende Frau nicht trösten. Julie stand mit ihrer reinen Liebe vor seiner Seele, Julie, die

rein und unschuldig war, wie die schöne Rose des Thales, mit deren Duft noch kein Wind gespielt, Julie, die sich ihrer Schönheit nicht einmal bewußt war, um nicht gleich der Rose erröthen zu müssen. In Rosa aber sah er eine Frau von entzückender Schönheit, deren Liebe so Viele heiß ersehnten, und die vielleicht nur ihn aufrichtig und innig liebte.

Stimmen kamen näher, und Edwin pflückte von dem Rosenstrauche, der sich im Abendwinde wiegte, während die Blätter seiner erschlossenen Blumen zu seinen Füßen hinsanken, eine herrliche Knospe, die er Rosa hinreichte.

»Morgen, Edwin,« sagte sie, die Rose an ihre Brust steckend, »werde ich allein seyn. Alle meine Gäste, Albin ausgenommen, verlassen mich. Darf ich hoffen, daß Sie diese Blume besuchen, welche bis morgen ihre ganze Pracht entfaltet haben wird? Wenn ihr die Blätter alle entfallen sind, will ich selbst die stechenden Dornen noch lange bewahren, aber so lange sie noch frisch an meiner Brust blüht, werden Sie sie wohl besuchen?! Das Leben der Blume ist sehr kurz, so kurz wie das der Freude! Nicht wahr, Sie kommen morgen?«

»Ja, ich komme,« erwiederte Edwin, Abschied nehmend, und die Hand der reizenden Frau zitterte in der seinen.

Mit unbeschreiblicher Unruhe im Herzen verließ Edwin die Baronin. Er vermochte den Charakter dieser Frau nicht zu begreifen, denn er kannte damals das weibliche Herz noch nicht, er wußte nicht, daß es dem Meere gleiche, welches in derselben Tiefe die scheußlichsten Ungeheuer und die kostbarsten Perlen birgt, dem Meere, dessen Wellen sturmgepeitscht,

heute das schwache Fahrzeug verschlingen, während sie mor- den den kühnen Schiffer sanft und willig an das grünende Ufer tragen.

Es lebt in jedem Weibe eine edle Kraft, von der es im Kampfe — wie der Mensch vom Glauben — lange unter- stützt wird, und noch nie ist eine Frau so tief gesunken, daß sich diese Kraft in den qualvollen Augenblicken des Be- wußtseyns nicht auf's Neue emporgerafft hätte zum Kampfe mit den blinden Neigungen des Herzens, mit der bewälti- genden Macht der Verführung und der Verhältnisse. Und wenn dann das Weib in solchem Kampfe mit Vertrauen, mit der ganzen Kraft des Glaubens unsere Hand erfassen will, dann wirft der sündige Mensch den schweren Stein der Ver- dämmung auf seinen verirrtten Nebenmenschen, und stößt mit sträflicher dünkelfhafter Strenge die dargebotene Hand zurück! . . . Warum wollen wir auf Erden Engel suchen? wo ist der Mensch, der nie gefehlt? . . .

Als Edwin am folgenden Tage Rosa besuchte, faßte er den festen Entschluß, dieser Besuch solle sein letzter seyn.

Er fand die Baronin im innersten ihrer Gemächer allein — blaß, mit dem Ausdruck tiefen Leidens in den Zügen. Mit einem solchen Blicke mag der reuige Engel dem Throne des Herrn nahen . . . An ihrem Busen blühte die Rose in voller Pracht. — Als Edwin die schöne Frau so tief leiden sah, näherte er sich ihr und drückte die zum Gruße dargebotene Hand unwillkürlich an seine Lippen. Rosa blickte lange stumm und gedankenvoll vor sich hin. Das Haupt auf die Hand gestützt, antwortete sie auf Edwin's Fragen mit einem schmerzlichen Lächeln und sagte dann in gemesse- nem Tone:

»Sie haben mich gestern weinen gesehen; die Thräne ist in meinem Auge noch nicht getrocknet . . . Hätte ich Sie vor Jahren gefunden, als in dieser Brust nur noch der Schmerz lebte, dann hätten Sie wohl ein Wort des Trostes für das Weib gehabt, dessen erstes Vergehen ihre Liebe war; aber jetzt, jetzt! . . . Bevor Sie jedoch das Weib von sich stoßen, das seine Seligkeit bei Ihnen sucht, hören Sie mich an . . . «

»Warum denken Sie an die Vergangenheit, Rosa? An eine Vergangenheit, in der Sie vielleicht unglücklich waren? Die Gegenwart bietet Ihnen so viel Freuden, wie Niemand Anderem! «

»Ich verstehe Sie, Edwin . . . unsere Wege sind verschieden . . . Sie erinnern mich an meine Freuden! Ach, Edwin, es gibt Augenblicke in meinem Leben, wo die Erinnerung durch meine Seele zieht und jede Empfindung vergangener Zeiten zu neuem Leben weckt, dann erblickt die Freude und ich sehe nur noch den Schmerz, der auf sie folgte. Wenn Sie wüßten, wie viel ich in solchen Augenblicken leide, würden Sie mich vielleicht nicht verdammen, wenn ich die Freuden der Gegenwart in vollen Zügen schlürfe. Ich muß mich betäuben, um die Erinnerung an die Vergangenheit weit, weit von mir hinweg zu bannen.«

»So lassen Sie diese Erinnerungen schlummern;« sagte Edwin; sie aber schien ihn nicht zu hören und fuhr fort:

»Ich war acht Jahre alt, als mich meine Mutter nach dem Tode meines Vaters in eine Erziehungsanstalt gab. Weinend umklammerte ich ihre Kniee und flehte, sie möge mich nicht von ihrem Herzen reißen. Aber ich sollte schon früh den Schmerz kennen lernen. Es war meine einzige

Freude, daß ich meine Mutter anfangs öfter sehen konnte, aber als ich größer wurde, durfte ich sie nicht mehr besuchen. Auch sie kam nur selten zu mir. Ich liebte meine Mutter unaussprechlich und wenn ich mich manchmal an meine Kinderjahre erinnerte, wo ich an ihrem Busen entschlummerte, während sie mich mit Küssen und Thränen bedeckte, wenn ich dachte, daß ich nun Niemanden habe, dem ich mit kindlicher Offenheit mein Herz erschließen könne, da begann ein tiefer Gram in meinem Innern Wurzel zu fassen. Ich war sechzehn Jahre alt; die Jahre meiner Erziehung nahen ihrem Ende und ich hatte meine Mutter schon seit vielen Jahren nicht gesehen. Es hieß, sie habe Wien verlassen. Ach, wie viele bittere Thränen exprestete mir der Gedanke, daß meine Mutter mich nicht mehr liebe, daß ich allein und verlassen da stehe. Endlich kamen auch für mich jene seligen unvergeßlichen Augenblicke, wo ein unbekanntes Gefühl das weibliche Herz durchzittert, wo die Seele nach unbekanntem Räumen streift und einen Gegenstand sucht, um ihren Gedanken Worte zu geben, wo in den Träumen des Mädchens immer und immer wieder ein Bild emportaucht, welches die erwachende Seele mit süßer Wonne erfüllt, wo in den nach der Ferne streifenden Augen die Thräne eines unerklärlichen süßen Schmerzes glänzt, ohne daß das Mädchen zu sagen wüßte, warum es weint, ohne daß es den Gegenstand nennen könnte, nach dem es schmachte; es fühlt nur den schnelleren Schlag und — die endlose Leere seines Herzens. Die Brust des Mädchens gleicht zu jener Zeit noch einem Gebetbuche, welches nur fromme Bitten und heilige Bilder enthält, die Ideale einer unschuldigen Seele. Wenn es in solchen Augenblicken an die Brust einer liebenden Mutter hin-

stürzen kann, welche seine Thränen mit zarter Hand und liebevollem Rathe trocknet, dann wird das Herz auch in den schwereren Stunden des Lebens seine Blüthen vor Zerstörung bewahren, während es, sich selbst überlassen, von der riesigen Gewalt des Augenblicks unaufhaltsam fortgerissen wird.

. . . Meine Mutter hatte ich, wie gesagt, seit Jahren nicht gesehen. Ich stand allein in der Welt. Nur eine Leidenschaft lebte in meiner Brust, die Malerei war all meine Freude! O wie glücklich war ich, als es mir zum ersten Male gelang, die Züge meiner Mutter mit jenem süßen liebevollen Blicke, mit welchem sie mir so oft erschienen war, aus dem Gedächtnisse wieder zu geben. Seit ich dieses Bild besaß, fühlte sich mein kindliches Herz wunderbar beruhigt. Durch Vermittlung meines Meisters erhielt ich Zutritt in eine der reichsten Privatbildergalerien Wiens, wo ich täglich mehre Stunden vor den Werken der gefeiertsten Meister zubrachte. Ich war immer allein in dem unermesslichen Saale und meine Seele konnte sich ungestört in ihre schönen Träume versenken. Stundenlang stand ich bewundernd vor den Werken eines Titian, Bordone, Guido Reni, während die zarten Bilder eines Dolce mich mit süßer sanfter Freude erfüllten. Die Bilder Albani's weckten ein neues Gefühl in meiner Brust; es war mir, als würde in der dämmernden Welt meiner Ideen plötzlich eine helle Flamme empor schlagen und ein bis dahin unbekanntes Sehnen erfüllte meine Seele. Oft, wenn ich so in Gedanken versunken vor diesen Meisterwerken stand, war's mir, als hätte ich diese Bilder schon irgendwo — vielleicht in meinen Träumen — gesehen, als fände ich darin meine geheimsten Gedanken wieder; schwer trennte ich mich von diesen Gemälden

und Tag für Tag zog es mich immer wieder zu ihnen hin. Eines Tages copirte ich einen männlichen Kopf von Van Dyck. Da würde die feierliche Stille, welche mich umgab, durch das Geräusch nahender Tritte unterbrochen. Ich hatte zu solcher Stunde sonst immer ungestört gearbeitet. Nach einigen Minuten trat ein Mann in den Saal. Als er mich erblickte, schien er überrascht und blieb eine Weile stumm an der Schwelle stehen. Er bat um Entschuldigung, daß er störe, nannte sich einen reisenden Künstler, trat dann ehrfurchtsvoll näher und blieb hinter meinem Stuhle stehen. Die Copie entzückte ihn und in seinen interessanten Zügen leuchtete die Flamme künstlerischer Begeisterung auf. Mit stummen Lächeln hörte ich ihn an, wie er nicht im Tone der Schmeichelei, sondern mit wahrhaftinniger Befriedigung, von meiner Copie und in der überschwenglichen Sprache eines poetischen Gemüthes von der Kunst überhaupt zu reden anfing. Wie auf die Berührung einer Zauberhand aus dem Nebel der Ferne eine entzückende Landschaftempor steigt, so erschloß sich auch bei den Worten Aurels in mir eine neue Welt; mir war's, als wären's meine eigenen Gedanken, die sich durch seinen Mund offenbarten und in meiner Brust erwachte ein Gefühl, welches bis dahin tief geschlummert hatte: die Liebe! Und als er mir später von seinen Künstlerträumen und dem stillen Leben seines Gemüthes erzählte, da fielen meine Thränen auf die Locken des neben mir knienden Malers. Ich liebte ihn, denn das Herz, welches noch nicht getäuscht worden, liebt blind. Die kalte Ueberlegung kommt erst mit dem Schmerze. Das weibliche Herz entfaltet seine Liebe noch leichter als die Blume ihre Blätter, aber ihm ist es nicht gestattet, wenn es einmal dahin gewelkt ist,

der Blume gleich im nächsten Frühling wieder zu erstehen. Aurel besuchte mich täglich, wir durchschritten mit einander die reichen Säle, blieben vor unsern Lieblingsbildern stehen, und versenkten uns in jenes Zauberreich des Künstlergeistes, aus welchem er in geweihten Stunden seine schönsten Gedanken schöpft. Aurel malte ein Altarbild; er wollte, daß man mich am Altare verehere und malte mein Bild, vom Heiligenscheine umflossen, sich selbst aber kniend zu den Füßen dieser Gestalt. O wie glücklich war ich damals! So vergingen mehre Wochen! Wir sahen einander täglich. — Eines Tages kam Aurel nicht. Der Pinsel lag ruhig neben mir; mit steigender Unruhe harrte ich seiner von Minute zu Minute, aber er kam nicht. Traurig, in tiefen Schmerz versunken, verließ ich die Gallerie und konnte kaum den nächsten Morgen erwarten, um wieder dahin zu eilen. Zu Hause meldete mir die Lehrerin die Ankunft meiner Mutter; ich solle daheim bleiben, vielleicht werde sie mich besuchen, aber sie kam nicht. Was mußte ich an jenem Tage leiden! Der Gedanke, Aurel könne mich vielleicht in der Gallerie gesucht haben, folterte mich unaufhörlich. So verging ein zweiter Tag und ein dritter, — meine Mutter kam nicht und am vierten Tage, durfte ich wieder die Gallerie besuchen.

»Der alte Aufseher, der mir die Thüre des Vorsaals aufschloß, erkundigte sich theilnahmsvoll um den Grund meines Ausbleibens und ob ich vielleicht krank gewesen, da ich so blaß aussehe? Ich aber fragte den guten Alten schüchtern, ob während dieser Zeit Niemand die Gallerie besucht habe. Aurel war vor zwei Tagen auf einige Augenblicke dort gewesen; halb darauf sey eine vornehme Dame gekommen, welche in sichtlichcr Unruhe und ohne die herrlichen Kunst-

schäge einer Beachtung zu würdigen, die Säle durchflog und dann in ihrer prächtigen Kutsche wieder davonfuhr. Eine unerklärliche Angst schnürte mir das Herz zusammen. Als ich nach dem Saale gelangte, welcher meine Liebe feimen gesehen, stürzten mir die Thränen aus den Augen und die ganze Flut des Schmerzes brach über mich herein. Das Altarbild fand ich nicht mehr. Aurel hatte es mitgenommen. Auf der leeren Staffelei lag ein Pinsel, mit einem Papierstreifen umwickelt; darauf standen zwischen Immortellenblättern die Worte: »Ich k o m m e.« — Ich trocknete meine Thränen, ein Strahl der Hoffnung erhellte meinen Schmerz, aber Stunden vergingen und dieser Hoffnungsstrahl erbleichte immer mehr . . . Aurel kam nicht! Doch wozu soll ich diese qualvollen Stunden meines Lebens näher schildern? Das weibliche Herz kennt Schmerzen, für die das Leben nie zu entschädigen vermag . . . Am folgenden Tage durfte ich die Gallerie zum letzten Male besuchen, meine Liebe zur Kunst, sagte man mir, arte in eine krankhafte Leidenschaft aus und ich mußte mich von meinen geliebten Bildern trennen! In dem Saale, wo ich zu arbeiten pflegte, erwartete mich Aurel. Er schien sehr traurig. Ich fragte ihn nicht, warum er nicht gekommen, sagte ihm nicht, was ich gelitten. Es lebte nur ein Gedanke in mir, der mich mit unaussprechlicher Seligkeit erfüllte. Ich sah ihn wieder, konnte ihm wieder sagen, daß ich ihn liebe! — »Wir müssen scheiden,« sagte er, mit meinen Locken spielend, während ihm die Thränen in die Augen traten. »Hier können wir uns nicht mehr sehen.« Ich blickte ihn erstarrt an. »Ja,« sagte er, mich an seine Brust drückend, »wir müssen scheiden, hier darf ich Dich nicht mehr sehen!« Wer je geliebt,

so geliebt, wie ich, mit der unendlichen, selbst vergessenden, aufopfernden Leidenschaft der ersten Liebe, wer so verlassen war, wie ich, so verwaiset, wie die Blume am Felsen, vom Thau mütterlicher Liebe nicht erquickt, der wird das Herz nicht verdammen, dessen ganzes Leben an dem Manne seiner Liebe hing, der wird mich nicht verdammen, daß ich dem Manne, den ich liebte — folgte.

»Im Hause Nurels fand ich Glanz und Pracht, wie ich mich deren nur aus meinen Kinderjahren erinnerte. Nurel war glücklich; er lauschte mir jeden Gedanken ab, kam jedem meiner Wünsche zuvor, aber all' diese Wünsche flossen nur in den einen zusammen: ihn zu sehen, immer und immer zu sehen. Er war meine ganze Welt; außer ihn und zwei weiblichen Dienstboten sah ich Monate lang Niemanden. So verstrichen vier Monate! Unterdessen waren die Blumen des Feldes welk, die Blätter der Bäume gelb geworden, aber uns umgrünte ein ewiger Frühling. An einem heiteren Herbstabende verließ ich zum ersten Male am Arme Nurels das Haus. Das Volk wogte in dicht gedrängten Haufen durch die Straßen. Dieses ungewohnte Lärmen, dieses mir ganz fremde Leben weckte in mir ein eigenthümliches Gefühl . . . ich sehnte mich nach der stillen Einsamkeit zurück, wo der glatte Spiegel meines Glückes durch keinen Hauch getrübt wurde. Die große Welt mit ihren tausend Lockungen fesselt unwiderstehlich die Aufmerksamkeit, . . . es schien mir, als ob Nurel in diesen glänzenden Straßen nicht so ganz mir angehören würde! — Sein Blick schweifte oft unstät umher, als ob er etwas suchte. So gelangten wir an den Kaufladen eines Juweliers, wo Nurel mir einen Schmuck kaufen wollte. Vor dem Laden

stand eine prächtige Kutsche und auf dem Bocke saß ein Lakai, der Aurel ehrerbietig grüßte. In demselben Augenblicke trat eine verschleierte Dame aus der Thüre des Kaufladens und stieg in ihren Wagen, nachdem sie zuvor noch einen flüchtigen Blick auf Aurel geworfen hatte, der blaß und bebend stehen geblieben war. Ohne ein Wort zu wechseln, gelangten wir nach Hause. Ich fragte ihn nicht, was ihn erbeben gemacht, nicht, ob er jene Frau kenne? Aber in meinem Inneren regte sich ein Zweifel, ein finsterner Verdacht und wenn Aurel oft traurig und in Gedanken versunken neben mir saß, ohne auf meine Fragen zu hören, ohne meine Liebkosungen zu erwiedern, da ward mir bange und das Vorgefühl eines nahenden Sturmes tauchte in meiner Seele auf. Solche Gedanken folterten mich lange; er aber hörte meine Klagen nicht, und wenn er heiter blickte, zog auch in meine Brust die Ruhe wieder ein. Aber seit einiger Zeit ward er trauriger und einsylbiger denn je. Eines Abends blickte er mehrmal auf die Uhr und eilte endlich fort.

»Ich vermöchte nicht den Verdacht niederzukämpfen, der sich mit furchtbarer Gewalt in mir erhob. Bei dem Gedanken, daß er mich vielleicht nicht mehr liebe, zerriß mir die Eifersucht das Herz und immer heftiger regte sich in mir der Wunsch; den Schleier seiner Geheimnisse zu lüften. Nachdem er fort war; griff ich rasch nach Hut und Mantel und eilte ihm nach. Ein Fiaker stand vor dem Hausthore; Aurel bezeichnete ihm das Palais in einer entfernten Vorstadt und die Kutsche rollte von dannen. Ich eilte wieder hinauf und schickte eine meiner Mägde nach einem Fiaker, der aber, da ich in einer ziemlich entlegenen Vorstadt wohnte, erst nach langer Zeit — für mich war's eine Ewigkeit; — kam. Ich

fuhr nach dem Palais, welches Aurel seinem Kutscher bezeichnet hatte. Das Thor war verschlossen, wurde aber, als der Diener klingelte, von einer alten Frau geöffnet, welche mich zu meiner größten Ueberraschung, sogleich beim Namen nannte. Fieberhaft erregt und ohne viel zu fragen, eilte ich die dunklen Treppen hinan und trat durch die halb geöffnete Thüre in den Vorsaal. Hier fand ich auf einem Stuhle Aurels Ueberrock liegen. Einen Augenblick war ich einer Ohnmacht nahe. Aber schon im nächsten Momente ließ sich aus den inneren Gemächern ein herzerreißender Schrei vernehmen und ich stürzte wie wahnsinnig hinein. Mit verstörten Zügen stand eine Frau vor mir, die selbst in diesem Augenblicke noch wunderbar schön war; erschrocken blickte sie mich an, drückte dann ihre Hand an die Stirne, als ob sie sich von einem peinigenden Gedanken losringen wollte, Thränen füllten ihre Augen, sie breitete ihre Arme aus und aufkreischend stürzte ich an die Brust meiner — Mutter! . . .

»Als ich die Augen wieder aufschlug und den forschenden Blick durch das Halbdunkel des Gemaches streifen ließ, sah ich Aurel bleichen Antlitzes in einem Armstuhle liegen. Verzweiflungsvoll entwand ich mich den Armen meiner Mutter und sank dann bewußlos neben dem Armstuhle zu Boden; denn Aurels Auge war geschlossen, seine Lippen kalt, er sah nicht mehr und hörte nicht mehr. Er war todt. Meine Mutter hätte ihn getödtet! . . .«

Rosa schwieg; sie preßte die Hand ans Herz, damit es nicht zerspringe; die Thräne in ihrem Auge war verfestigt; stumm und stier blickte sie um sich und von Zeit zu Zeit flog ein flüchtiges Lächeln des Schmerzes über ihre Lippen. Edwin wagte es nicht die arme Frau aufzurütteln, vor deren

Seele vielleicht eben in diesem Augenblicke die Erinnerungen ihrer glücklicheren Stunden, als bleiche Sterne in der Nacht ihrer Vergangenheit, vorüberzogen.

Wer diese Frau noch vor einigen Tagen gesehen, wie sie den Kelch der Freude lebensfroh an ihre Lippen zog, der hätte gewiß nicht geglaubt, daß sie einst so viel gelitten, daß der Schmerz in ihre Brust so tiefe Furchen gegraben! So bleibt uns das Frauenherz ein ewiges Räthsel, eine Summe von Widersprüchen, von Blut und Frost, von Seligkeit und Elend . . .

Endlich blickte Rosa, wie aus einem Traume erwachend, wieder empor und fuhr mit leiser Stimme fort:

»Ich lag einige Tage besinnungslos, fieberkrank. Meine Mutter durchwachte viele Nächte an meinem Bette, dann verschwand sie und Niemand wußte, was aus ihr geworden. Ich wurde unter die Vormundschaft eines Verwandten von väterlicher Seite gestellt, der mich zur Wiederherstellung meiner Gesundheit nach Italien mitnahm. Mein Herz war vom Schmerze völlig erstarrt, alle Empfindung war darin erstorben. Die Seele hatte keinen Willen mehr. Wie finstere Nacht lagerte die Vergangenheit über meinem Leben und aus der Zukunft winkte mir keine freundliche Hand entgegen. Ohne Widerstreben reichte ich daher meine Hand dem Baron, der mit mir das westliche und südliche Europa durchreiste, in der Meinung, das Reisen würde mein krankes Herz wieder heilen. Nach Jahren zog endlich, wenn auch nur auf kurze Tage, die Ruhe in mein Herz wieder ein. Ich lernte das Leben und die Menschen kennen, — jenes, um zu erfahren, wie flüchtig seine Freuden seien, — diese, um auch den letzten Glauben an sie zu verlieren!

Aber was hätte ich auch mit meinem ausgebrannten Herzen von den Menschen noch erwarten sollen? Sie, die über Gräbern lustige Mahlzeiten halten, was kümmert sie fremder Gram?! So verschloß ich denn mein Herz; die Welt sollte seine Leiden nicht sehen, die immer wieder erwachten, so oft die Erinnerung ihr schlummerndes Haupt regte . . . O, verdammen Sie mich nicht, Edwin, daß ich das Herz betäuben wollte, weil es nicht mehr lieben konnte.«

»Eben Ihre Leiden, Rosa, berechtigen Sie zu dem Glauben, daß der Baum der Hoffnung in Ihrem Herzen bald wieder neue Blüthen treiben, und daß die Ruhe aufhören werde, dort nur ein seltener Gast zu seyn.«

»Nein, nein, Edwin,« unterbrach ihn Rosa, »der einzige Mensch, den ich schätzen kann, der Einzige, der die verwelkte Liebe meines Herzens zu neuem Leben erwecken könnte, mag nicht als Erlöser in die Hölle meiner Qualen hinabsteigen; er hat nur kalte Worte des Trostes für die Frau, die, wenn sie tausend Leben hätte, alle, alle gerne hingeben würde für den Tod derjenigen, die vielleicht schon Ihre Liebe besitzt . . . Sie wenden sich entsetzt von mir, Edwin!« rief sie mit dem Ausdrucke höchster Leidenschaft im Blicke; »Sie beben vor dem Rauschen des Waldes zurück, der Sie mit tausend Armen in seine dunklen Schatten hineinziehen möchte; Sie beben vor dem tiefen brausenden Meere zurück, welches seine schönste Perle Ihnen zu Füßen legt . . .«

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und Albin trat ein. Edwin grüßte ihn kalt und ging.

Die Empörung im Himmel hat sich noch nicht gelegt, dachte Edwin. Dieses Weib scheint der Herr als einen ge-

fallenen Engel aus seinem Himmel verstoßen zu haben. Wer sollte es glauben, daß in dieser engelhaft schönen Frau solch eine Hölle der Leidenschaft glühn?! Und schauernd erinnerte er sich ihrer letzten Worte.

Aus seinem Nachdenken weckte ihn Juliens süße Stimme, die ihn beim Namen rief. Das Mädchen stand allein am Gartengitter und hüpfte freudig dem jungen Manne entgegen, der rasch vom Pferde stieg, um das Mädchen an seine Brust zu drücken, denn er seit seiner Krankheit am Grabe der Mutter schon einmal begegnet war.

»Bist Du vielleicht krank, Edwin?« fragte Julie, »Du sahst früher so verstört aus und als Du am Garten vorüber rittest, hat dein Blick deine Julie nicht gesucht. Sagte Dir denn nicht dein Herz, daß sie Dir nahe sey? Ich erwartete Dich Tag für Tag, oft kam ein Vogel an mein Fenster geflogen... hat er nicht auch das deine besucht? Denn sieh, ich sende meine Gedanken so oft zu Dir, ja, ich denke nichts als Dich, immer nur Dich... Sieh, Edwin, dort die untergehende Sonne, der Himmel erglüht von ihren scheidenden Strahlen, goldener Glanz umfließt die Gipfel der Berge; aber bald wird nur mehr eine blasser Linie um ihren dunkeln Häuptern an die untergegangene Sonne mahnen... die Sonne meines Herzens bist Du, mein Edwin! Wenn Du mich verlassen könntest, wenn Du mich nicht mehr liebst, dann wird nur der bleiche Schmerz in meiner Brust die Stelle bezeichnen, wo mir einst Seligkeit geleuchtet, die dann untergegangen ist.«

Stümmi umarmte Edwin das theure Mädchen, das sich mit dem Vertrauen der Unschuld an den jungen Mann schmiegte. Seligkeit und Liebe wogten in seinem Herzen,

füße Wehmuth leuchtete aus Juliens Blick und eine unbeschreibliche Seligkeit durchzuckte das Herz der Liebenden... Solche Augenblicke finden sich selten, vielleicht nur einmal im Leben des Menschen und wie auf ein verlorenes Paradies blickt er noch in späten Tagen auf sie zurück.

So weilten sie lange bei einander, sie erzählten sich von ihren Träumen und während sie sich ihre Zukunft licht und freudig ausmalten, war es ringsum dunkel geworden.

Als Edwin Abschied nehmen wollte, schmiegte sich Julie zitternd an ihn und starrte, mit Entsetzen im Blicke, nach dem Dunkel einer Linde, die außerhalb des Gartens stand. Edwin konnte sich diese plötzliche Angst des Mädchens nicht erklären; er näherte sich dem Baune, um die Geheimnisse des Dunkels zu erforschen. Unter dem Baume stand mit verstränkten Armen — Albin.

»Hast Du dieses blickende Auge gesehen, Edwin, welches mich überall verfolgt, als ob's mein böser Stern wäre?« fragte das zitternde Mädchen leise. »Du lächelst über die kindische Furcht, aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich diesen Mann fliehen soll. Seit einiger Zeit erscheint er öfter in unserem Hause und wenn ich ihm ausweiche, sehe ich ihn allabendlich unter jener Linde stehen. Auch Rosa fürchtet diesen Mann, welcher durch den Brief, den er unter dem blutenden Flügel der Taube hervorgeholt, in den Besitz eines großen Geheimnisses gelangte. Als ich ihr jüngst erzählte, auf welche Art ich Albin kennen gelernt, wurde sie blaß und Born und Furcht sprachen aus ihren Mienen. Durch jenen Brief hoffte sie von einem Verwandten über ihre Mutter wichtige Aufschlüsse zu erhalten.«

Julie ließ sich endlich durch die beruhigenden Worte Clarissa.

Edvins wieder beschwichtigen, aber als er Abschied nahm, entwand sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust. In der Ferne sah man die dunklen Umrisse eines davon sprengenden Reiters. Albin ritt mit dem rasch vorwärts schreitenden Dunkel um die Wette . . .

Als Edvin sein Pferd wieder bestieg, winkte ihm Julie noch einen freundlichen Gruß zu und blickte ihm nach, bis ihn das nächtliche Dunkel ihrem Auge völlig entrückte. So viel Grund Edvin zur Freude hatte, so konnte er bei dem Gedanken an Rosa und Albin sich dennoch eines bangen Gefühles nicht entschlagen. Noch am nemlichen Abende entdeckte er dem Vater die Liebe zu Julie und der Vater, der an seinem Kinde mehr hing, als an den Vorurtheilen seines Standes, versprach ihm, sobald der alte Jádorfai von seinen Gütern zurückkehre, selber um die Hand Juliens für seinen Edvin anzuhalten.

Meine Erzählung, fuhr Graf Olvay fort, naht ihrem Ende. Welch eine freudige Zukunft lachte dem jungen Manne entgegen! Er wußte noch nicht, daß oft ein Augenblick der Same eines ganzen schmerzdurchwühlten Lebens sey, er wußte nicht, daß man selbst mit einem heiligen Willen und einem liebenden Herzen sehr unglücklich werden könne!

Nach einigen Tagen erhielt Edvin durch einen Diener Rosa's ein Billet, worin die Baronin ihn einlud, einige kostbare Kunstgegenstände zu besichtigen, welche sie so eben aus Rom erhalten habe.

Als Edvin zu Rosa kam, fand er Julie dort. Beide standen vor einem Bilde, in dessen Betrachtung sie versunken schienen. Als Edvin näher trat, heftete Rosa den späh-

den Blick auf das erröthende Mädchen und als Edwin Julie als Bekannte begrüßte, fragte die Baronin ganz verwundert:

»Wie? Sie kennen einander? davon hast Du, liebe Julie, mir nie etwas gesagt! dafür sollst Du mir aber auch büßen,« sagte sie lächelnd, indem sie dem erröthenden Kinde mit dem Finger drohte. »Sie haben uns eben bei einer kleinen Debatte überrascht, Edwin, nun müssen Sie den Schiedsrichter machen. Jenes Delgemälde, vor welchem Julie steht, stellt ein Mädchen dar, wie es, mit Thränen in den Augen, von seinem Geliebten Abschied nimmt. Das Mädchen erhebt Auge und Hand gegen Himmel und schwört dem Geliebten ewige Treue. Meine kleine Schwärmerin findet das ganz natürlich, ich aber behaupte, das Mädchen werde den Geliebten vergessen und der Schmerz, der aus ihrem Auge spricht, sey erlogen . . . der Mensch ist Meister in der Kunst der Verstellung!«

»Wenn Sie, Frau Baronin,« entgegnete Edwin, »von den Menschen überhaupt sprechen, so mögen Sie Recht haben, aber wenn ich das weinende Mädchen auf diesem Bilde betrachte, so finde ich den Schmerz, der sich in diesen Zügen ausdrückt, so wahr und überzeugend, daß ich Julie beistimmen und selber glauben möchte, diese Liebe werde ewig währen.«

»Sehen Sie, lieber Freund!« sagte Rosa eifrig, »das ist eben das Verdienst des Künstlers; er hat den Schmerz in die Züge des Mädchens hineingelogen; aber glauben Sie mir, ich kenne die Menschen . . . wir werden in der Regel getäuscht, ehe wir auch nur vergessen sind.«

»Dir, liebe Rosa, mögen die Menschen sehr viel zu Leide gethan haben, daß Du in deinem Urtheile über sie so

unerbittlich streng bist, und ich mag sie vielleicht gerade deshalb, weil sie mir noch nichts zu Leide gethan, für besser halten, als sie wirklich sind, aber,« fuhr sie nach kurzem Nachdenken fort, »ich will Dich schon an deine Worte erinnern, wenn Du wieder einmal gegen meine Ahnungen ankämpfst und für deinen Schützling so warm das Wort führst.«

»Du bist kindisch, Julie; Du betrachtest Albin als deinen Glück, während er bei Dir seine Seligkeit sucht; Du fürchtest Dich vor einem Menschen, der für deine Liebe sein Leben hingeben würde. Wie gesagt, Du bist eine kindische Schwärmerin; dein Herz ist wahrscheinlich ein Meer von kühnen Wünschen und Hoffnungen, aber wenn Du das Leben einmal kennen lernest — o möge es nicht zu spät geschehen! — dann wird Dir die Enttäuschung einen Damm setzen, und das Schicksal schreibt mit unerbittlicher Hand darauf: bis hieher und nicht weiter! Merke Dir das, meine liebe Julie; wer sich gegen die Stürme des Winters schützen will, der baue sich kein Kartenhaus, an welchem wohl Kinder Vergnügen finden, das aber auf den leisesten Hauch zusammenstürzt. Du aber, Kleine, Du meinst, Erfüllung sey immer ein Kind der Hoffnung und es müsse alles das verwirklicht werden, was in euren Kinderträumen lebt und webt, weil Ihr das Leben nur aus euren Büchern kennt . . . Ich möchte wetten, daß das Buch, in welchem Du eben blätterst, irgend ein deutscher Roman, ist . . . laß sehen, Julie! Ich habe mich getäuscht, es sind Kölcsy's Gedichte, . . . am Rande der Blätter kleine Anmerkungen . . . doch was ist das? . . . ein Briefchen? . . .«

Julie ergriff erblaffend nach dem Briefe.

»Nein, nein, Julie!« sagte Rosa scherzend, »ich sagte

Dir, daß Du büßen mußt . . . doch sey ruhig, sobald ich das Billet durchgelesen habe, sollst Du es sogleich wieder zurück erhalten. Warum wirfst Du so blaß? . . . Ha! Albins Schrift, . . . O, Du kleine Heuchlerin! . . . Die Linde ist also Zeuge deiner Geheimnisse, dort harret Deiner allabendlich der Geliebte wie die durstende Blume des Thaues? . . . Gut, Albin, sehr gut! Hier hast Du deinen Brief wieder, kleine Heuchlerin . . . Aber, um Gottes willen, was ist Dir, Julie? Julie! komme doch zu Dir . . . helfen Sie, Edwin, helfen Sie! . . .

Aber Edwin stand starr und regungslos da. Ach, er hatte das Mädchen für heilig und rein gehalten, wie die Kirche, deren Schwelle noch kein Gottesläugner betreten und das Mädchen hatte ihn getäuscht. Mit dem tobenden Schmerze in der Brust stürzte er aus dem Gemache, ohne den Hilferuf Rosa's zu hören; Juliens matter Blick folgte ihm. Er pflückte einige Blumen vom Grabe seiner Mutter und verließ noch am nemlichen Tage das väterliche Haus.

Des Vaters Segen begleitete ihn nicht, — mit seinem Fluche beladen, irrt er nun in fernen Landen umher.

So weit geht die Geschichte, welche ich nach der Erzählung des Grafen Dezsö Olvay hier aufgezeichnet habe.

Es dämmerte. In der Ferne erglänzten die Wellen des Lech und der Verbach und von den Gräbern Ungarns wehte der Morgenwind zu uns herüber. Wir kamen Augsburg immer näher. Mit stummen Entzücken betrachteten wir den Aufgang der Sonne.

In Augsburg trennte sich Graf Olvay von mir.

IV.

Im Sommer des vergangenen Jahres brachte ich einige Tage in Füred am Blattensee zu. Die Badesaison nahte bereits ihrem Ende. Die kleine Promenade ward immer leerer, die Nächte immer ruhiger. Die Gäste zerstreuten sich allmählig, nur wenige Kranke blieben nebst jenen, die durch Sorgfalt und Liebe an sie gefesselt waren, im Bade zurück.

Ich besuchte den Grafen Dezsö Olvay. Der noch vor zwei Jahren so gesunde und kräftige Mann war rasch hingewekkt, ein tiefer Gram schien sein junges Leben vernichten zu wollen. Mit ihm war sein Freund Julius Vermei, mit dem ich öfter diese herrliche Gegend durchstreifte und nach den vielfach besungenen Ruinen pilgerte.

Eines Nachmittags fuhren wir auf den schaukelnden Wellen des Blattensees nach Tihany; auch Dezsö war mit uns.

Der Himmel lächelte heiter nieder, ein sanfter Wind kräuselte die Wellen, daß sie in den Strahlen der Sonne wie die goldenen Flügel der Fee des Sees erschienen. Je weiter wir Füred hinter uns hatten, je höher das entgegengesetzte Ufer als ein schmaler dunkler Streif emporstieg, desto lebhafter fühlten wir uns von einem bis dahin unbekanntem Gefühle ergriffen. Schweigend blickten wir in die Ferne; nur der Ruderschlag der Schiffer unterbrach die Stille. Vielleicht dachten wir alle an die schönern Stunden unseres Lebens, wo noch jeder Zweig seine Blüthen trieb.

Unterhalb Tihany kauften wir uns jene kleinen der Ziegenklaue ähnlich geformten Muscheln, dann plauderten wir von dem einen Gipfel des Berges herab mit dem wunderbaren Echo und besuchten endlich auch das alte Kloster. Unterdessen war der Plattensee unruhig geworden, als ob ihm ein großer Schmerz die Eingeweide durchwühlte. Die Wellen gingen sehr hoch, schwere Wolken umzogen den früher so heiteren Himmel; dann kam der Sturm mit seiner Donnerstimme und begann den furchtbaren Kampf mit den Wogen des Sees. Wie großartig ist in solchen Augenblicken der Plattensee mit seinem dunklen Gewässer und seinen schäumenden Wellen, — als wäre er ein großer Kirchhof und jede Welle darin ein Grab, welches einen Gottesläugner, einen Vaterlandsverräther birgt und stets bereit ist, auf das Borgeheiß des Herrn seine Todten wieder von sich zu geben.

Als die Sonne sich gegen Westen neigte, verstummte der Sturm allmählig, die dunklen Wolken begannen sich zu zertheilen und ein milder Thauregen träufelte auf die Blumen des Feldes nieder. Die Nacht blickte wieder versöhnt auf den ruhigen See herab. Von den immer dunkler werdenden Bergen stieg, dem Seufzer gleich, ein leichter Nebel auf; im Westen schimmerte noch der letzte Schein der hinabsinkenden Sonne . . . Doch bald ertönte im Thale die Abendglocke und der Himmel spannte sein Sternenzelt über den See aus. O, wie schön ist die Nacht im Freien unter Gottes blauem Himmel! Rings um uns ist alles still und ruhig, wie in einer verschlossenen Kirche; die Blume erschließt ihre geheimsten Tiefen, das Laub beginnt zu flüstern und am Himmel sinkt von Zeit zu Zeit, spurlos zerfliegend, ein Stern hinab — das treue Bild so manchen Menschenlebens . . .

über uns aber rauscht es von den Schwärmen fortwandernder Zugvögel! . . .

Wir standen auf einem Gipfel des Berges, um dort den Aufgang des Mondes abzuwarten. Meine Seele flog in die Vergangenheit zurück; ich erinnerte mich meiner Kindesträume, in welchen mir oft eine reizende Gegend erschien, die schön war, wie die Phantasiegebilde des Dichters, schön wie das hohe Lied der Bibel! Und heute, heute währte ich diesen Traum erfüllt zu sehen; jeder Schmerz der Vergangenheit regte sein schlummerndes Haupt wieder und tief gerührt blickte ich zum Himmel empor. Meine Gedanken trugen mich nach den Niederungen meines Vaterlandes hin, wo die Fata morgana, die wunderliebliche Fee, ihr lustiges Spiel treibt und das dicke Rohr sich tönend im Winde neigt, wo in der Abendluft, gleich dem Geiste, der unsere Träume durchschwebt, der Schwan glänzt und der stolze Reiher, während der Wind seine tolle Braut vor sich herjagt.

Aus meinen Träumen weckte mich ein Volkslied, das in abgerissenen Tönen aus der Ferne herüberklang:

»Will aus meinem Aug' die Thräne nicht mehr fließen,
Muß ich ungesalzen wohl mein Brot genießen.«

Der Mond kam herauf und wir verließen Tihany, obwohl der Wind uns entgegen wehte. Die Schiffer stimmten ein lustiges Lied an, während die Frauen, die an dem Ausflug Theil nahmen, noch immer mit Angst auf die gekräuselten Wellen des Sees blickten.

»Wer weiß eine Sage vom Plattensee?« fragte Dezsö die Schiffer.

»Wir wissen keine,« erwiderte der Eine; »ja wenn

Bruder Bista noch lebte, den der See im vergangenen Sommer verschlungen hat, der wußte eine schöne Sage vom Schwan des Plattensees«

»Und dann vom Wellenkönig und vom schönen Echo,« setzte der Andere hinzu, »aber der Arme ging so lange um Mitternacht auf dem See, bis die Wellenmädchen endlich seinen Kahn hinabzogen.«

»In mondhellten Nächten,« sagte der Steuermann, »soll aus dem Plattensee eine Zauberinsel emporsteigen und auf dieser Insel spielen und tanzen die Wellenmädchen; der arme Bursche hat ihre Geheimnisse belauscht und seit dem war von ihm nichts mehr zu sehen, noch zu hören.«

Tiefe Stille folgte diesen Worten, als der Steuermann plötzlich geheimnißvoll nach dem nahen Ufer deutete. Alle Blicke wendeten sich nach dieser Richtung Ueber den im Mondlichte schimmernden Wellen schwebte eine schnee-weiße Gestalt.

»S ist vielleicht der Schwan des Plattensees!« flüsterte einer der Schiffer.

Es war ein junges Mädchen, welches mit gen Himmel erhobenen Händen, das Auge starr auf den Mond geheftet, in einem kleinen schwankenden Rachen herangeschwommen kam.

»Die arme Nachtwandlerin!« sagte eine der Frauen leise.

»Die arme Nachtwandlerin!« wiederholten die Anderen.

Wir ließen die Ruder ruhen und unser kleines Schiff näherte sich sachte dem Rachen. Mit Beben betrachteten wir das franke Mädchen, aus dessen Blick himmlische Freude strahlte, wie wenn die jungfräuliche Stirne der Alpen von



den Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzt; ihre Lippen schienen etwas zu flüstern, wie schlafende Kinder, wenn sie von Engeln träumen; dann kreuzte sie die Arme über die Brust und blickte mit funkelndem Auge in die tiefen Wellen, aus denen ihr der Mond freundlich zuwinkte, und die Sterne mild entgegen schimmerten.

Das Mädchen that einen Schritt vorwärts und beugte sich aus dem schwankenden Kahne. In der Tiefe des Sees spielte ihr kalter Bräutigam, der Mond, mit lustigen Wellenmädchen . . . ihn suchte mit wehmüthigem Blicke die franke Braut!

Was zieht Dich, armes, krankes Mädchen, zum Monde hin? Bietet Dir die Erde keine Freude, hat sie für Dich keine Liebe mehr? Oder hast auch Du einst geliebt, innig und treu, und hat Dich Alles verlassen? O armes, armes Mädchen! Vielleicht hattest auch Du einst schöne Blumen und sahst Blatt um Blatt verwelken . . .

Das Mädchen blickte auf, in ihren Augen glänzten Thränen; waren es Perlen, welche die Feen des Sees dem unglücklichen Kinde geschenkt? . . .

Bei der geringsten Bewegung schwankte der Kahn gefahrdrohend; das Mädchen aber hauchte ein leises Lied vor sich hin, that noch einen Schritt vorwärts und neigte sich lächelnd über den See, wie die Uferblume ihr schönes Haupt zum glatten Wasserspiegel niederbeugt.

»Julie!« rief Dezsö bewußtlos, im Tone des höchsten Entsetzens.

Das Mädchen fuhr rasch mit der Hand nach dem Herzen, im nächsten Augenblicke hatten die Wellen sie verschlungen.

Schnell, wie der Gedanke, sprangen Dezsö und ein Schiffer ihr nach und als sie Julie in unser Schiff hoben, war sie bleich wie eine Lilie, ihre Lippen umspielte ein Lächeln, aber ihre Augen waren geschlossen, geschlossen für ewig! . . .

Hat Dich vielleicht die Freude getödtet, o armes Mädchen, daß Du Dezsö's Stimme noch einmal hören konntest? . . .

* * *

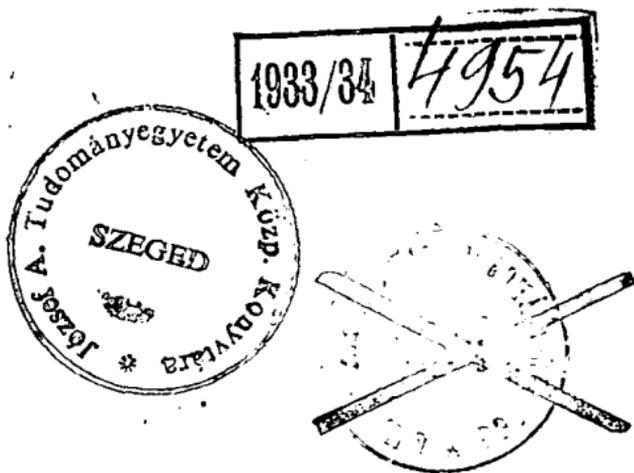
Drei Tage nach diesem Vorfalle besuchten wir zum letzten Male Juliens Grab. An das einfache Kreuz gelehnt, kniete eine in Trauer gekleidete Frau, als wäre ein fremder Gram dem des Geliebten zuvorgekommen. Ja der Gram war's, der an diesem Grabe kniete, ein Gram für den es keinen Trost gibt! — Die Frau schlug endlich die Augen auf; sie war schön wie der gestirnte Himmel, ihre Stirne strahlend wie die Milchstraße, ihr Blick leuchtend wie Sternenfunkeln. Sie ließ ihr dunkles Auge auf Dezsö ruhen, aber als sie dem kalten Blicke des Jünglings begegnete, verhüllte sie ihr Antlitz mit den Händen. Sprachlos starrten wir diese Frau an, welche sich uns nach einigen Augenblicken langsamen Schrittes näherte. In dem tief ergreifenden Tone des innigsten Schmerzes sprach sie:

»Können Sie mir vergeben, Dezsö, können Sie mir den Fluch vergeben, den ich über Ihr Leben heraufbeschworen? . . . O, nein, nein! Auch ich hatte ja kein Erbarmen, denn ich liebte Sie! . . . Doch warum glaubten Sie der Sünde, wo die Tugend weinend vor Ihnen stand? —

O verfluchen Sie mich, Dezső, verfluchen Sie die Hand, welche jenen trügerischen Brief geschrieben, verfluchen Sie das Weib, welches den Argwohn gegen Julie in Ihrem Herzen heraufbeschwor, gegen das einzige Weib, dessen Gebet die Sünderin noch retten konnte . . . o verfluchen Sie mich, Dezső!« —

»Der Himmel möge Ihnen verzeihen, Rosa,« sagte der Jüngling an das Grab hinknieend, »Ihnen und, — mir!«

E n d e.



Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

